

Drey Excuse.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

* * * * *

Erster Excurs.

Entwicklung der Vorstellung vom Todtenreich (שְׁאוֹל) bey den Hebräern.

In mehrern Stellen unsers Buchs wird des Scheol, zuweilen auch der Kephaim Erwähnung gethan, zu deren Erklärung die gewöhnliche Vorstellung vom Scheol, daß er nämlich nur das Grab andeute, nicht hinreichend ist. Anstatt also in jenen einzelnen Stellen die Uebersetzung durch untergesetzte Noten zu rechtfertigen, ist es uns bequemer geschienen, die ganze Vorstellung der Hebräer vom Scheol, und dem, was damit in Verbindung steht, in einem Nachtrag, so viel als möglich, zusammenhängend darzulegen, damit man sie mit einem Blick übersehen könne. Eine solche Entwicklung kann aber nicht anders gelingen, als wenn man die wenigen einzeln vorkommenden Notizen, welche durch alle heiligen Bücher der Hebräer (die einzigen Ueberreste ihrer Litteratur!) zerstreut sind, zusammen stellt; sich, durch sie veranlaßt, ein Bild im Großen entwirft, und die dennoch übrig bleibenden Lücken durch ein Raisonnement, welches die Analogie des übrigen grauen Alterthums an die Hand gibt, auszufüllen sucht.

Indem wir uns aber auf die Analogie des Alterthums berufen, merkt der verständige Leser schon, daß wir von einem gefunden Grundsatz ausgehen, welcher durch die Vergleichung der Geschichte zum Ueberfluß bestätigt ist, so wenig er auch allgemein einleuchten will; von diesem Grundsatz nämlich: daß Nationen, die von ungebildeten und rohen Menschen zu cultivir-

tivirten und polizirten Gesellschaften hervorgehen, sich in mancher Vorstellung, welche an die stets lebende Natur gekettet ist, und immer wieder daraus geschöpft wird, einander begegnen, und oft, wie verabredet, zusammentreffen müssen. Dieß hat man von je her bemerkt; nur die Erklärung der Uebereinstimmung ist verschiedenartig ausgefallen. Ist es richtigen Schlüssen analoger, ein Urvolk anzunehmen und fest zu setzen, dem alle andre nachahmen, und auf diese Weise mit ihm zu einer Aehnlichkeit und Gleichheit gelangen: oder ist es nicht eben so leicht möglich, und durch Induction erweislich, daß ganz verschiedene Nationen unabhängig von einander, und ohne irgend eine Verbindung, auf ähnliche und gleiche Ideen gerathen? Der erste Grundsatz der Nachahmung und Ueberlieferung wurde bey unsern Vorfahren zur Erklärung verwandt, und er waltet nach dem Ablaufe von Jahrhunderten zum Theil auch noch zu unsrer Zeit; doch ist ein großer Theil jetzt lebender Gelehrten dem zweyten Grundsatz geneigter, und er scheint auch aus der Natur am gemähesten zu seyn.

Die Geschichte hat allerdings sehr dabey gewonnen, daß man durch mühsames Forschen und Nachspüren der sich über der Erde verbreiteten Cultur, eine Kette der Ideen, Künste und Wissenschaften zog, deren erstes Glied die Hebräer waren, an welche sich andre mehr oder minder cultivirte Nationen des Alterthums angeschlossen. Allein es bedarf auf der andern Seite auch keine Frage mehr: ob man diesen Bemühungen zu Gefallen, welche neben der wahren Geschichte doch auch noch einen großen Theil Muthmaßungen, Hypothesen und Wiß brauchten, um die leeren Lücken auszufüllen — noch ferner bey dem Grundsatz einer bloßen Nachahmung bleiben; oder ob man jene andre Erklärungsart wählen soll, wobey jeder Nation ihre eigenthüm-

genthümliche Kraft, sich zu entwickeln, gelassen wird? Wir denken, das letzte hat die Natur der Sache für sich, und ist annehmlicher, denn die nähmliche Ursach bringt die nähmlichen Wirkungen hervor. Die Natur bleibt aber im Ganzen dieselbe, und das Wahrnehmungsvermögen der Menschen im Großen auch dasselbe — daher jene Uebereinstimmung. Wenn wir also in den Sitten, Gebräuchen und Vorstellungen neu entdeckter Völkerschaften, die größte Harmonie mit den Sitten, Gebräuchen und Vorstellungen ungebildeter Nationen des Alterthums wahrnehmen; so bleibt dieser Grundsatz wohl der einzig echte Schlüssel, und die Erklärungsart durch Ueberlieferung nicht selten nur Hypothese.

So denkt sich denn auch, um zu unserm Zweck zu kommen, eine jede Nation, die sich auszubilden anfängt, und nicht mehr thierisch lebt, eine Ober- und Unterwelt; ein Ober- und Unterreich; einen Himmel und Hölle. Dieß sind Ideen, welche nach den Wahrnehmungen der Naturphänomene gebildet, und nach der Analogie irdischer Herrschaft ausgeschmückt werden. Im Großen sehen sie sich einander sehr ähnlich; allein in den Nebenbestimmungen leiden sie unendliche Abweichungen.

Der Hebräer hat so gut, wie der Grieche und Römer, wie der Peruaner und Hindu u. a. m. seine Unterwelt, Orcus, Schattenreich, dessen Tyrann der Tod, und dessen allgemeiner Nahme bey dem ersten Scheol ist. Scheol heißt bey den Hebräern sowohl das Grab, als der Orcus, oder das Schattenreich. Diese Ideen fließen bey den alten Völkern zusammen, und lassen sich hernach nicht wohl aufs genaueste trennen. Wenn der entseelte Mensch (es sey nun sein ganzer Körper wahrscheinlich nach dem ältesten Brauch, oder seine Asche) unter die Erde verscharrt, oder ins Grab gesenkt wird; so steht man ihn nun nicht weiter
mehr,

mehr, und denkt sich die Seele, als den Schatten von ihm, unter der Erde. Der Schatten ist nämlich das älteste und unschuldigste Bild, welches sich der uralte, ungebildete Mensch von der Seele, oder dem noch irgendwo lebenden Verstorbenen macht. Auf den Gedanken vom Lebensprincip kommt er freylich durch den Hauch (שׁוֹשׁ) und die Aushauchung des Lebens am Abend seines letzten Tages; allein ganz ohne Bild kann er sich dieß fortbauende Lebensprincip nicht denken, das den Menschen verlassen zu haben scheint, um anderswo zu seyn. Als den Schatten der gelebten Form läßt er es also irgendwo, in einer allgemeinen Region fortbauern, wohin die Form oder der Körper sich verliehrt. *)

Nun entsteht auch bald die Vorstellung vom Orcus (Schattenreich), und bildet sich nach den Ideen vom irdischen Reich alsdann weiter fort. Alle Menschen trifft ein Loos, dieß ist die tägliche Bemerkung, sie mögen sich winden und wenden, wie sie wollen. Daher heißt der Herrscher dieses Unterreichs der Tod (מָוֶת) ein Tyrann, der die Lebenden als seine Beute fordert (לָקַח), und sie mit Banden fesselt. **)

Was

*) Iosephi Antiqq. 18, 1, 3. Er handelt von den Lehrsätzen der Pharisäer: Αθανάτου δε ισχυν ταυς ψυχαις πιστις αυτοις ειναι, και υπο χθονος διαιωσεις τε και τιμας, ος αρετης η κακια επιτηδευσις εν τω βιω γεγονε. Vergl. Phil. 2, 16. wo dieselbe Vorstellung herrscht. Ferner Cicero Tuscul. Quaest. 1, 16. Sic permanere animos arbitramur consensu nationum omnium: qua in sede maneant, qualesque sint, dicendum est. Cuius ignoratio finxit inferos — — in terram enim cadentibus corporibus, hisque humo lectis, sub terra putabant reliquam vitam agi mortuorum.

**) Daß diese Etymologie nach dem Genius der hebräischen Sprache sey, scheinen folgende Ausdrücke zu belegen:

Was vom Tode gilt, wird auch auf den Scheol selbst übergetragen. Er schont keines Einzigen; er ist unerbittlich; er hat seinen Rachen aufgesperrt; alles muß hinunter, und er gibt nichts wieder. Proverb. 1, 12. 3, 16. Jes. 5, 14. Doch entsteht ein solcher Ideengang nicht plötzlich, sondern bildet sich erst nach und nach, und wird mit der Zeit ausgeschmückt oder vermehrt.

Sehr einfach ist die Vorstellung vom Scheol noch in den Büchern Moses. Im ersten Buch kann man fast alle Stellen, wo der *hww* erwähnt wird, vom Grabe erklären; von dem Ort, wohin sich der Körper nach dem Tode verliert, die Stelle 37, 35. etwa ausgenommen, wo Jacob sich beklagt, daß er mit Leid zu seinem Sohn in den Scheol fahren müsse. Doch kann vielleicht auch hierbey nur die Idee vom Grabe geherrscht haben, vergl. 42, 38. 44, 31. Deutlicher ist die Idee vom Orcus schon im vierten Buch (16, 30.) „Wird Gott etwas Neues thun, wird die Erde ihren Schlund öffnen, und werden die Leute lebend in den Scheol fahren; so erkennet“ u. s. w. Vergl. 33 B. „Da öffnete die Erde ihren Schlund, und die Kotte Korah fuhr lebend hinunter. Die Erde deckte sie!“ Hier ist Scheol schon als Unterreich, denn ein Grab,

belegen. 1 B. der Kön. 19, 4. Elias wünscht sich den Tod *דמח ושא-נח הווי*. Eine Redensart, die bey Lebensüberdruß sehr gewöhnlich war: vergl. Jonas 4, 8. und Lockmanns 14 Fabel. *وبعا علي روحه بالهوت* et vocavit contra animam suam mortem. Doch kann auch jene Idee vom Tode als Tyrannen später, und die ursprüngliche Etymologie von *hww* id quod optatur, seyn. Nur die Ableitung in Cocceii Lex. locus, in quo, qui est, in quaestione est, verstehe ich nicht recht.

in das ein ganzer Stamm hinunter fährt, ist keine erträgliche Idee. So auch 5 B. Mos. 32, 22. „Das Feuer, durch Zorn entbrennt, wird bis in den untersten Scheol brennen.“

Etwas zusammengesetzter ist die Vorstellung vom Scheol im Buch Hiob. „Er ist das letzte Loos der Sterblichen; 17, 13. Es ist keine Errettung aus ihm; 7, 9. Er verschlingt die Lasterhaften, wie Hitze und Dürre das Schneewasser; 24, 19. So hoch wie der Himmel über der Erde ist, so tief ist der Scheol unter der Erde;*) 11, 8. Rephaim und Scheol liegen aufgedeckt vor Jehovah;“ 26, 6. Hier stehen zuerst Rephaim (רפאים) in Verbindung mit dem Scheol, welche Idee mit der Zeit sehr gewöhnlich geworden ist. Spr. S. 15, 11. Scheol und Todtenreich (קברות) ist vor Jehovah aufgedeckt; läuft völlig parallel mit Hiob 26, 6. Spr. S. 2, 18. Ihr Haus stürzt hin zum Tode, und ihre Steige zu den Rephaim. So wohl hier, als in der letzten Stelle des Buchs Hiob sind Rephaim die Schatten des Orcus, (manes Orcoco addicti) und daher wird 2) רפאים ein Synonymum vom Schattenreich. Das Ganze scheint sich auf einen alten hebräischen Mythos zu gründen. Eine gewaltthätige, ungerechte Menschenrace רפאים aus der dunkeln Zeit der Geschichte, 5 Mos. 2, 10. 11.**) wurden

*) Oder tief unter des Meeres Grund, Heseck. 31, 15. Wenn Egypten in den Scheol fährt, so soll es die Meeres Tiefe bedecken. Doch wird auch schon die Tiefe des Meeres Scheol genannt, Jonas 2, 3. Jonas schreyt aus dem Bauche des Scheol, da er im Meere ist.

**) Zu diesem Facto der wahren Geschichte muß die Tradition in der Folge sehr vieles gesetzt haben, und das Thal der Rephaim, (רפאים קברות) Jes. 17, 5. 2 Sam. 5, 18. 22. in genauer Verbindung damit stehen.

würden in der Folge zu Risen, Tyrannen der Vorzeit; zu einer Art von Titanen, welche der obersten Gottheit, oder dem Weltregierer, allenfalls Trost zu bieten wagten. Der Gott des Himmels und der Erde vertilgte sie, und sie mußten mit Schrecken in den Abgrund fahren. Solche Vorstellungen müssen ohngefähr zum Grunde gelegen haben, ohne die man nicht wohl folgende Stellen deutlich erklären kann. Hiob 26, 5. Jes. 26, 14. Epr. E. 21, 16. Sie waren also mit unter den frühesten Bewohnern des Schattenreichs; woher denn die zweyte Bedeutung von שְׁאוֹל Schattentreich gewissermaßen gerechtfertigt wird. Jesaias 14, 9.

Die allgemeine Vorstellung war, wie schon oben bemerkt ist: der Scheol ist unerbittlich; es ist keine Rettung daraus. *) Dessen ungeachtet steht er aber doch unter der Gewalt Jehovahs, und nur Er allein vermag es den Menschen wieder aus dem Scheol herauf zu führen. **) So dachte man wenigstens in Davids Zeitalter und später hin. Ps. 89, 49. Jehovah wird mich von der Gewalt des Scheol erretten. Jehovah hat mich wieder lebend aus dem Scheol hervor geführt; 30, 4. Du wirst mich nicht im Scheol lassen; 16, 10. Jehovah läßt in den Scheol fahren, und führt die Menschen wieder daraus herauf; 1 Sam. 2, 6. Aus der Gewalt des Scheol will ich sie erlösen; vom Tode will ich sie erretten. Tod! ich will dir eine Pest seyn u. s. w. Hoseas 13, 14. wobey Tod und Scheol personificirt gedacht werden müssen.

Bb 2

Eine

*) Vergl. Hohel. 8, 6. Der Eifer der Liebe ist mächtig wie der Tod, fest und unbeweglich wie der Scheol.

**) Jehovah ist nämlich so gut im Scheol gegenwärtig als im Himmel. Ihm ist nichts verborgen, Psalm 139, 8.

Eine völlige Ruhe und Unthätigkeit herrscht aber im Schattenreich. Die Schatten befinden sich da ohne Handlung und Kraft. Die Guten werden zwar wieder zum Leben und Handeln hervor geführt; allein die Gottlosen liegen ewig unthätig da; Ps. 6, 6. Wer preist dich im Scheol? Ps. 31, 18. Die Gottlosen müssen verstummen bis zum Scheol; Ps. 49, 15. Sie liegen im Scheol wie Schaaf, an denen der Tod nagt. Sie werden ewig liegen bleiben; aber den David wird Jehovah erretten; Pred. Sal. 9, 10. Im Scheol ist kein Handeln, keine Kunst, Verstand und Weisheit.

Das größte Unglück ist dem sinnlichen Menschen ein plötzlicher Tod. Die Gottlosen müssen ihn leiden. Sie fahren lebend in den Scheol, Ps. 55, 16. so wie oben die Kotte Korah. Die Guten hingegen haben einen sanften glücklichen Tod, der durch לְבַרְכָּתָם ausgedrückt wird 1 B. der Kön. 2, 6.

Am stärksten drückte sich David über die Macht des Todes und des Unterreichs aus, wovor er zitterte. Er läßt auch die Idee von Flüssen des Orcus mit einfließen, die wir sonst nirgends finden. Sowohl der personificirte Tod als Scheol haben ihre Bänder und Fesseln; Psalm 116, 3. Bände des Todes und der Angst vor dem Scheol; Ps. 141, 7. Unse Gebeine sind dem Rachen des Scheol ausgestreut.“

Düsterer und finsterner ist das Bild vom Scheol in jener Siegeshymne, die er noch im Gefühl des Schlachtgerümmels und der kriegerischen Wuth gedichtet zu haben scheint. 2 Sam. 22, 6. vergl. Ps. 18, 6. „Die Schmerzen des Todes umgaben mich; die Ströme Belials erschreckten mich; die Bände des Scheols umschlungen mich; und des Todes Ericke überwältigten mich.“ Belial ist ebenfalls ein Ausdruck für den Tyrannen der Unterwelt, (לַיִל qui nunquam emerget) oder den Orcus selbst, dessen Ströme hier nur ein Mahl

Mahl (so viel uns bekannt ist) erwähnt werden. Eine Aehnlichkeit mit dem Cocytus und Phlegethon der Griechen läßt sich nicht verkennen.

Stark und fürchterlich sind auch die Bilder, welche die Propheten im Sehergeist gebrauchen; 3. E. beym Jesaias 14, 9. Das Unterreich (לְחַיִּים) zitterte vor Babylon, als seine Ankunft verkündigt wurde. Alle Tyrannen der Vorwelt wurden wach gemacht, und beklagten Babylon, daß es ein ähnliches Schicksal, wie sie, gehabt habe.*) Hesek. 38, 21—32. Alle Helden der Vorzeit liegen im Scheol; das stolze Aegypten muß auch hinunter, und die Gewaltigen der Vorzeit reden darüber unter sich. Beym Jesaias (38, 10.) wird der Scheol als Residenz des Todes mit Pforten nach orientalischer Sitte (die Othmannische Pforte) vorgestellt; und in so fern er tief unter der Erde ist, werden ihm auch tiefe Thäler zugeschrieben, (עמקי לְחַיִּים) wo sich die Schatten begegnen. Spr. S. 9, 18.

Er merkt es nicht, daß dort des Schattenreichs Bewohner;

daß ihre Gäste in den Todesthälern sich begegnen.
Das ganze Schattenreich heißt auch die Wohnung des Todes, in dessen Innerstem der Tod thronet (חדרי מוֹת)
Spr. Sal. 7, 27.

Bb 3

Ihr

*) Diese Auferweckung der Schatten muß man für nichts anders, als für eine poetische Fiction halten; denn die allgemeine Idee blieb noch, daß im Schattenreich eine stumme Ruhe herrsche, Jes. 38, 18. Der Scheol rühmt dich nicht, der Tod preist dich nicht; die in die Grube fahren, besingen deine Treue nicht. Sie blieb bis auf die späteste Zeit. Sir. 41, 7. Im Todtenreich gibt es keine Beschwerde über Lebenslänge. Alles ist stumm. Vergl. 17, 25. 26. 27. nach der Abtheilung in der Lutherschen Uebersetzung.

Ihr Haus ist Weg zum Schattenreich;
er führt hinab zur Todes innerer Wohnung.

Dies sind ohngefähr die Hauptideen der Hebräer vom Scheol, (Untermwelt, Schattenreich) wovon wir keine Vorbeygelassen zu haben glauben. Dunkel und verworren bleiben solche Vorstellungen von Dingen, die jenseits der Erfahrung liegen, immerfort, und zur völligen Klarheit sind sie nie bey den Hebräern gekommen. Selbst eine klare Verdeutlichung würde aber auch wenig nützen, weil sie doch ihre Begriffe aus der Sinnenwelt hätte nehmen müssen, wobey gewöhnlich nur zu sehr alles nach der Form irdischer Verfassung zugeschnitten wird.

Nach dem babylonischen Exil müssen sich die Ideen gewandt haben. Im Buch Sirachs finden wir sie zwar noch sehr übereinstimmend mit den uralten Begriffen: allein, so wie der Sirachide überhaupt die Begriffe der Vorzeit nachzubilden sucht, und sich durch eine anhaltende Lectür der heiligen hebräischen Bücher sehr glücklich in jenes Zeitalter zurück zu setzen wußte; so darf man auch wohl vermuthen, daß seine Vorstellungen vom Scheol nur Nachahmung der ältern Begriffe sind.

Dagegen finden wir im N. T. die Idee von Aëphaim verlassen, und außer dem Hades (*αἴδης ἕρως*) noch das Thal Sinnoms als einen Ort oder Theil der Untermwelt, wo die Seelen der Lasterhaften aufbewahrt werden, und ihre Strafe empfangen. Von diesem Thal Sinnoms (*שִׁינְוֹם*, *yeenvom*) findet sich nichts im N. T. selbst nicht bey den Schriftstellern nach dem babylonischen Exil; allein aller Wahrscheinlichkeit nach muß *שִׁינְוֹם* ebenfalls eine mythische Person seyn, deren Geschichte sich in der Tradition erhalten hatte. In den superstitiösen Zeiten (wann? läßt sich nicht genau bestimmen) opferten die Juden in diesem Thal, nahe bey Jeru-

Jerusalem, am Fuß des Berges Moria, dem Moloch, und legten ihm ihre Kinder zum Verbrennen in die Arme. Hernach ward es zum Begräbnisort und zum Verbrennen aller unreinen Sachen bestimmt, wodurch der Abscheu vor diesem Ort bey den Juden verdoppelt wurde. Abscheulich war er schon an und für sich, weil er ehemahls einem Gözen heilig gewesen war; doppelt abscheulich, weil alles Unreine dort seinen Ruheplatz fand. Daher wurde Gehenna eine Benennung für den Orcus, aber nur für den Theil, welcher der Aufenthalt der Unglücklichen nach dem Tode ist; so wie überhaupt für den Ort der Verwünschung. Matth. 23, 15. Die Unglücklichen litten hier, nach jüdischer Vorstellung, ihren zweyten Tod, und zwar durch Feuer, Matth. 5, 22. Die letzte Vorstellung war entweder von einem Naturphänomen abgeleitet, weil ehemahls in diesem Thale ein Erdfeuer gebrannt hatte; oder, welches wahrscheinlicher ist, durch den Feuertienst des Molochs, der ehemahls dort thronte, und das nachmahlige Verbrennen unreiner Dinge veranlaßt. Daher begreift man dann auch, warum die Juden diesen Ort der Qual mit einem brennenden Ofen, mit glühenden Kohlen u. s. w. vergleichen *), wozu der Moloch Veranlassung geben konnte, den man sich als eine unförmliche Thiergestalt von Metall, mit einigen menschlichen Gliedmaßen, denken muß, welche glühend gemacht werden, und so die ihm dargebrachten Kinder verbrennen konnte.

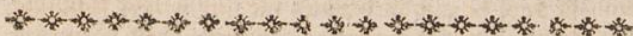
Viele Juden lebten unter den Arabern, und so ging auch der Name Gehenna (جَهَنَّمَ) mit der ganzen Vorstellung in die arabische Sprache und zu ihren Schriftstellern über.

B b 4

Et

*) Wetstein zu Matth. 5, 22.

Einem alten kosmogonischen Mythos vom Tartarus und dessen ersten Bewohnern, folgt endlich auch noch Petrus (2 Petr. 2, 4.); allein die Stelle ist zu kurz und dunkel, als daß man etwas daraus folgern könnte. Ueberhaupt aber ist bey dieser ganzen Entwicklung die Dunkelheit der Vorstellungen einzelner Schriftsteller Ursach, daß nicht das volle Licht darin scheint, welches wir ihr zu geben wünschten; doch ist bey solchen Gegenständen der Ueberfäulichkeit schon hinreichend, wenn man nur die Idee im Großen überschauen kann, welche sich eine Nation davon machte. Die Verdeutlichung einzelner Stellen in den heiligen Büchern, welche hiervon abweichen, muß der genauern Erklärung überlassen bleiben.



Zweyter Excurs.

Entwicklung der Begriffe von *wsa* bey den Hebräern.

Es ist ein sehr reiches und angenehmes Geschäft, in einer Sprache die ursprünglichen und abgeleiteten Begriffe eines Wortes, das eine vielfache Bedeutung erhalten hat, auszuspähen, und gleichsam in die Seele des sinnlichen Menschen zu schauen, wie er seine Vorstellungen reihete, und mit der Erweiterung dieser Vorstellungen die Bedeutung des Wortes hinaus rückte, welche anfänglich nur in enge Grenzen eingeschlossen war. Im Allgemeinen gilt für die ältesten Sprachen die Regel: Die erste Bedeutung des Wortes muß von einer höchst sinnlichen Wahrnehmung ausgehen, und kann gewöhnlich nur eine Erscheinung in der

der Natur bezeichnen. Weil sich aber die Begriffe schneller vermehren, als die Worte, und selbst durch den verschiedenen Gebrauch eines Worts von mehreren Menschen, verschiedene Begriffe im gemeinen Leben erzeugt werden: so wird der eine Ausdruck, das eine Wort eher von allen Seiten gedrehet, mit emblematischen, metaphorischen, hyperbolischen Bedeutungen bereichert, als man ein neues Wort für die bestimmtere Bedeutung aufnimmt oder bildet.

Lebt nun ferner eine andre Nation Jahrtausende später, die sich mit Erklärung einer Ursprache abgibt, und in ihrer lebenden Sprache einen unendlichen Vorrath von Worten aufbewahret, welche die genauesten Bestimmungen und Verhältnisse der Begriffe andeuten, so muß sie aus Bedürfnis für ihre feinere bestimmtere Denkart die Begriffe der Ursprache noch mehr berichtigen, theilen, nuanciren und specieller machen, wodurch denn endlich die Bedeutungen eines Worts der Ursprache oft zu zwanzigen und dreyßigen für die spätere Welt hinauf steigen.

So ist es wirklich in der hebräischen Sprache, aber nicht bloß in ihr, sondern es muß so in allen Sprachen des frühesten Alterthums seyn, wie die Sprache der ältesten Griechen, die wir in ihren frühesten Gedichten lesen, zeigen kann. Die Griechen, welche in dem Ab Laufe mehrerer Jahrhunderte alle Revolutionen der Cultur durchliefen, in dem weitläufigsten Gewühl mit andern Nationen, und den engern Verbindungen unter einander, sich abschliffen und verfeinerten, — die feinste Politur aber von ihrem Erd- und Himmelsstrich erhielten, bereicherten ihre Sprache mit der Erweiterung ihrer Begriffe, und so litt auch ihre Sprache alle die Abänderungen, welche sie erleiden muß, wenn die Begriffe sich zu sehr vervielfältigen, und die

Masse der Ideen den vorhandenen Wörtern schon doppelt zuvor gekommen ist.

Ganz anders war es bey den Hebräern. Eingeschlossen in ihr enges Land, ohne Verbindung mit andern Nationen, und beseelt von einem Abscheu vor genauer Bekanntschaft mit denselben, unter einem trägern Himmelsstrich, in einer minder schönen Natur, steten Einfällen der Barbaren ausgesetzt, und überhaupt noch zu einer Zeit blühend, wo die Menschheit dem Kinderstande nahe war, mußten sie lange den Schatz ihrer Sprache, welchen sie mit aus Egypten gebracht hatten, für unerschöpfbar halten, und bey Mangel an starken Fortschritten in der Cultur, lange mit dem Vorrath von Worten zufrieden seyn können, welche ihr großer Gesetzgeber für hinreichend gehalten hatte, die ganze politisch-religiöse Verfassung ihres Staats damit zu bezeichnen, und zum ewigen Document nieder zu legen. Ein solches Document mußte ferner classisch werden; daher es die Aufgeklärtesten oder Gelehrten der Nation, welche die Sprache sehr hätten bereichern können, bey ihrer Bildung zum Grunde legten, und am vollständigsten, reinsten, zu schreiben glaubten, wenn sie in eben der Sprache, mit eben den Formeln jenes ältesten Documents, schrieben.

Dies wurde ein neues Hinderniß für die schnelle Ausbildung der hebräischen Sprache.

Dessen ohngeachtet konnte es nicht fehlen, daß bey dem steten Fortleben und Handeln sich die Begriffe hin und wieder erweiterten, und die Worte vieldeutiger wurden, wie schon oben bemerkt ist, bis die Nation wieder so zurück sank, daß die geringste Abweichung von der Sprache der Thora Barbarismus heißen konnte. Hier wollen wir es nun versuchen, eine logische Deduction von einem hebräischen Wort, das häufig gebraucht werden mußte, den Urvorstellungen analog

log zu geben, wie sie noch von vielen andern gegeben werden könnte, wenn sich die Lexicographen dieser Mühe unterziehen, und ihre Philosophie zu Hülfe nehmen wollten. Eine solche natürliche Deduction der Begriffe nach Probabilität (denn schwören kann man nicht darauf, daß der Gang der Ideen unter einer Nation völlig und allenthalben derselbe war), erleichtert die Erlernung einer todten Sprache außerordentlich, und verannehmlicht das Widrige und Harte, das besonders die hebräische Sprache haben soll.

Die erste Bedeutung von $\psi\chi\eta$ ist halitus Aethem, im Arab. ebenfalls نفس Hiob 41, 13. Dieser Aethem wird nach einer sinnlichen Wahrnehmung von den ältesten Völkern für das Lebensprincip gehalten; daher $\psi\chi\eta$ 2) anima Lebensprincip, aber noch nicht in unserm Sinn, sondern anima materialis thierische Lebenskraft. Weil diese auch in der beständigen Bewegung des Bluts sichtbar ist, ferner mit Vergießung des Bluts schwindet, so änderte sich die Vorstellung der Orientalen dahin, daß ihr Sitz im Blute sey *), 3 B. Mos. 17, 11. und daher wurde 3) das Blut selbst $\psi\chi\eta$ genannt v. 14. In so fern aber diese Kraft in allen lebenden Wesen sichtbar ist, so wird von jener Kraft die Benennung der lebenden Wesen genommen. Die Lateiner bildeten von anima animal; nicht anders die Hebräer. חיה $\psi\chi\eta$ ein lebender Aethem heißt 4) sowohl das Thier 1 B. Mos. 1, 20. als auch der Mensch, in so fern er thierisch lebt, 2, 7. In der Folge distinguirte man feiner. Das thierische Lebensprincip hieß $\psi\chi\eta$ ($\psi\chi\eta$), das höhere Lebensprincip, oder die Seele

*) Diese Vorstellung haben die Araber noch bis auf diese Stunde. Auch alte Philosophen hatten sie. Cic. Tuscul. Quæst. 1, 9. Empedocles animum esse cæset cordi suffusum sanguinem.

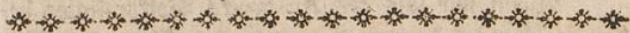
Seele nach unsern Begriffen, $\piνευμα$ (רוח), auch wohl mit dem Zusatz $ζωοποιου$ (רוח חיה); 5) wird $וַדַּד$ für das ganze Leben (*vita simpliciter*) gebraucht, 6) für den ganzen Menschen, 1 Mos. 46, 15. 4 Mos. 31, 28. Er mag leben, oder schon zeichnam seyn, 3 Mos. 21, 1. 22, 4.

Weil ferner die hebräische Sprache als eine Ursprache von ganz sinnlichen Ideen und bildlichen Ausdrücken ausging, mithin anfänglich keine Abstracta hatte, wozu auch die Pronomina gehören, die an der Stelle der Concreta stehen *), so wurde $וַדַּד$ auch Ausdruck fürs Pronomen, besonders fürs Reciprofum. Daher drückt 7) $וַדַּד$ mit den Suffixis die Pronomina Substantiva Ich, Du, Er, Sich u. s. w. und bestimmter, das deutsche Selbst aus, z. B. $וַדַּד$ ich Selbst.

Nun ist aber bey den alten Völkern und allen Nationen, die in der Kindheit leben, also den Alten gleich sind, die thierische Seele auch der Sitz der Affecten, nach einer sehr einfachen sinnlichen Bemerkung, daß bey den Leidenschaften das Blut schneller oder langsamer läuft, und der Athem stärker oder schwächer wird. Daher wird endlich durch $וַדַּד$ 8) aller Affect ausgedrückt, der dem sinnlichen Menschen von selbst kommt, also der natürlichste und stärkste ist, z. E. Hunger, Durst, Zorn, Liebe u. s. w. 9) Hunger, Spr. Sal. 10, 3. 10) Durst, Jer. 31, 14. 11) Zorn, Ps. 27, 12. 12) Liebe oder Mitleiden, Richter 10, 16. sein Athem wurde kurz $וַדַּד$ — er wurde vom Mitleiden ergriffen. Allein es kam auch dieß Phänomen, daß der Athem kurz wird, eine Folge des Un-

*) Statt: Titius gab es dem Titius, kann ich mit dem Abstracto: gab es sich, sagen.

Unmuths und der Ungeduld seyn: daher wird 13) Unmuth und Ungeduld mit unserm Worte ausgedrückt, 4 Mos. 21, 4. 14) Begierde überhaupt, Jes. 56, 11. 15) Wunsch, Epr. Sal. 21, 10. dieser kann gut oder schlecht seyn: also Wohlwollen oder Neid. Das letzte scheint die Bedeutung in der eben angeführten Stelle zu seyn. Und so kann die Classification der Affecte nach ihren speciellern Bestimmungen, bey sorgfältiger Durchlesung einzelner Stellen, noch vermehrt werden. Wir begnügen uns, die hauptsächlichsten davon angegeben zu haben.



Dritter Excurs.

Synonymität der Verstandesklugheit (חכמה) mit Tugend, und der Verstandesthorheit (חלין) mit Laster, zu jeder Zeit. Verhältniß der Klugheitsmaximen als Bestimmungsgrund zur Sittlichkeit in einer Volksreligion, zum höchsten Princip der practischen Vernunft, oder dem innern Sittengesetz.

Es ist in den Erklärungen zu unserm Buch stets darauf hin gedeutet worden, daß alle Ausdrücke von Weisheit und Thorheit in der Moral der Hebräer, so wie in der Moral des ganzen Alterthums, und in jeder Moral überhaupt, gleichlautend sind mit Rechtverhalten oder Sittlichkeit, und fehlerhaftem Verhalten oder Unsittlichkeit. Die Analyse dieser Begriffe aus der Philo-

sopho-

logie, und dem allgemeinen Ideenwechsel des Alterthums über diesen Punct, haben wir zur Nothdurft in den Noten angegeben. Hier wollen wir es zu entwickeln versuchen, in wie fern Verstandesklugheit mit Tugend, so wie Verstandesthorheit mit Laster jederzeit synonym bleibt; wie ferner die ersten Maximen der Klugheit mit ihren Motiven in der Moral des A. T. den höhern, ausgebildeten Gesetzen der practischen Vernunft unzulänglich und mangelhaft scheinen müssen, dennoch aber für ihren nächsten und entfernten Zweck in einer Volksreligion sehr zureichend und wohlthätig seyn können.

Wenn wir uns des Ausdrucks Volksreligion bedienen, so verstehen wir darunter eine allgemeine Religion, die das Große der Menschheit hauptsächlich umfaßt, und sie zu dem hohen Zweck ihrer Bestimmung, zur Glückseligkeit auf Tugend gegründet, zu führen sucht. Und so wollen wir denn auch im voraus unsre Leser bitten, ja wohl zu beherzigen, daß die ganze Bibel eine populäre Religion, in einer populären Sprache vorgetragen, enthält, — ein Gesichtspunct, der bey allen unsern Untersuchungen zum Grunde liegt, und uns den großen Zweck Gottes, einzelne Menschenclassen oder das ganze Menschengeschlecht durch Offenbarung, der Summe ihrer jedesmahligen vorliegenden Kenntniß gemäß, zu erziehen, am lichteften darstellt.

Alle Maximen der wahren Klugheit, welche der Sittlichkeit nicht widersprechen, sind Vernunftgesetze. Nicht nur das reine Sittengesetz der höchsten Philosophie gehört hieher, sondern es müssen auch alle practische Vorschriften der empirischen Vernunft, welche die Glückseligkeit zur nächsten Absicht haben, oder nur diese als die Grundbestimmung zum klugen Betragen vorhalten, hieher gerechnet werden, so bald sie der Sittlich-

lichkeit nicht widerstreiten. Sie heißen auch *Naturgesetze*, weil sie auf der Basis unsrer ganzen geistigen und sinnlichen Natur beruhen, und aus der Betrachtung derselben gezogen sind.

Die Erkenntniß dieser Vernunftgesetze heißt zu jener Zeit *Weisheit*; und die Bequemung des Willens darnach, oder das Streben, sie auszuüben, *Tugend*. Sonach brauchen wir also nicht bloß Weisheit auf die eigentlich sittlichen Gesetze, welche eine genaue Kenntniß des höchsten Guts voraus setzen, zu beschränken; sondern wir können sie sehr wohl auf alle Regeln unsers Verhaltens, auf alle Maximen der Klugheit ausdehnen, wenn nur diese Vorschriften zum sinnlichen oder geistigen Wohlsfeyn dem Moralgesetz nicht widersprechen, sondern demselben gehörig untergeordnet sind. Der Sittenlehrer empfiehlt daher sehr richtig *Weisheit* als die Basis zur *Tugend*; in so fern er sie aber auch ausüben will, empfiehlt er zugleich *Tugend*. Hat nun *Weisheit* den Zweck, durch *Tugend* der Glückseligkeit nicht nur werth, sondern auch dereinst wirklich theilhaftig zu werden, so muß ihre natürliche Folge in Hinsicht der ganzen Dauer des Menschen überwiegende Glückseligkeit seyn und werden.

Jetzt wird es nun auch leicht seyn, einzusehen, was denn *Thorheit* — das Gegentheil der *Weisheit*, sey. Ein *Thor* ist zu jeder Zeit theils der, welcher seinen sinnlichen Trieben blindlings folgt, und über seine Natur, so wie über seine höchste Bestimmung, gar nicht nachdenkt; theils derjenige, welcher sich von seiner Bestimmung, von der Glückseligkeit und den Mitteln dazu, falsche Begriffe macht. So ist es eine große *Unklugheit*, zu glauben, daß man durch äußere Glücksgüter, nur durch sinnliche Freuden, dauerhaft glücklich

lig werden könne; eine große Unweisheit, keinen höhern Bestimmungsgrund seiner Handlungen, als Selbstliebe, zu kennen, und Vernunft und Religion als Dienerrinnen dieser Selbstliebe zu gebrauchen, ohne Theilnahme an fremdem Wohl. Eine Unterwerfung der Neigungen und Begierden unter das unbedingte Gesetz der Heiligkeit, findet hier gar nicht weiter Statt; und so ist jede verkehrte, der Verstandeschorheit angemessene Willensstimmung Laster, oder das Gegentheil der Tugend: die Folge aber von der Thorheit und Lasterhaftigkeit, in Rücksicht auf die ganze Dauer des Menschen, überwiegende Unglückseligkeit. Ist nun aber die Uebereinstimmung des Willens mit der Vernunftkenntniß, das Streben, die Handlungen sowohl den höchsten Gesetzen der Sittlichkeit, als auch der, den Moralgesetzen untergeordneten Klugheit, genau anzupassen, Tugend; so hat zwar auch schon jedes Streben nach sinnlichem oder geistigem Wohlsseyn, welches dem Sittengesetz nicht widerspricht, sittlichen Werth, aber nicht den höchsten, wenn nicht herrschende sittliche Gesinnung, oder Gehorsam gegen das Vernunftgesetz die Triebfeder desselben ist. Denn das legale Verhalten des bloß klugen Mannes stimmt zwar äußerlich mit dem Sittengesetz der höchsten Vernunft überein; hat aber lediglich die Begierde nach den Folgen seiner Handlung, also ein sinnliches, mangelhaftes Bestimmungsprincip, und nicht herrschende sittliche Neigung zum Grunde. Je weniger jener Bestimmungsgrund nach den Regeln der reinen Vernunft untersucht und modificirt worden ist; je mehr er die Rücksicht auf eigenes mittelbares oder unmittelbares Wohl zur Quelle hat: desto weniger sittlichen Werth hat er, desto mehr gründet er sich auf Selbstliebe, auf ein mangelhaftes Princip in der höhern Moral. Denn es ist nicht möglich, daß ein bloß kluger Mensch, der keinen höhern Zweck

Zweck als seine eigne Wohlfahrt kennt, eben so gesetzesmäßig und menschenfreundlich handle, als der Tugendhafte im höhern Sinn, welcher bey allen seinen Handlungen die absolute Vollkommenheit der menschlichen Natur zu seinem ersten Bestimmungsgrunde macht. Jener unterläßt das Unrechtmäßige nur wegen der bösen, oder möglich bösen Folgen, welche die Ausübung desselben für seine und der Seinigen irdische Wohlfahrt haben könnte; dieser handelt redlich aus Gewissen, und verabscheuet jeden niedrigen Eigennuß, wenn er auch ganz gewiß überzeugt wäre, daß er nie entdeckt werden, und dabey die augenblicklich vortheilhaftesten sinnlichen Folgen für ihn haben würde, da er es weiß, daß das Vernunftgesetz ihm die Tugend ganz unbedingt gebietet, sie mag ihn in dieser Spanne Zeit glücklich oder unglücklich machen. Der bloß kluge Mensch gehorcht ferner selbst den göttlichen Geboten nur deswegen, weil er sich dadurch der beglückenden Gnade des Allweisen und Allmächtigen, vor dem er Scheu hat, zu versichern hofft. Der wahrhaft weise Mann bestrebt sich, den Befehlen des Allerheiligsten aus allen Kräften nachzukommen, weil ihm die allervollkommenste Vernunft nichts vorschreiben kann, was mit seiner eignen Vernunft streitet, oder was sie nicht schon von selbst von ihm fordert. Sonach sind denn zwar die Handlungen des bloß klugen Menschen, welcher nur materielle Zwecke kennt, die sich entweder mittelbar oder unmittelbar auf sein eignes oder seiner Familie Wohl (welches er als sein eignes ansieht) beziehen, gewisser Maßen extensive Tugenden, weil sie sich nicht in Lastern äußern, und dem Sittengesetz von außen angemessen sind; aber im strengsten Sinn keine wahrhaft intensive Tugenden, in so fern sie sich nicht auf eine innere herrschende moralische Güte, auf ein inneres unbedingtes Vernunftgesetz gründen. Denn diejenige Tugend, welche den Willen

der absoluten Vernunftvollkommenheit unterwirft, und Glückseligkeit nicht als den nächsten Zweck, sondern erst als eine Folge der Tugend und sittlichen Würdigkeit wünscht und beabsichtigt, ist die echte, reinste Tugend; so wie im Gegentheil diejenige, welche nur der Hinblick auf eignen Vortheil und Glückseligkeit erzeugt, und ihren Werth darnach bestimmt, eine unvollkommene, mangelhafte Tugend.

Von dieser genauern Bestimmung der Tugend und des Lasters weicht aber der gewöhnliche Sprachgebrauch des Volks ab; so wie auch die Ideen desselben über Tugend und Laster, sammt den Bestimmungsgründen zur erstern, anders modificirt sind. Gewöhnlich versteht man unter Lasterhaftigkeit die eigentliche praktische Lasterheit, die sich in verbotenen und gesetzwidrigen Handlungen äußert; so wie unter Tugend die praktische Klugheit, deren Handlungen sich in den Schranken des Gesetzes halten. Die ganze Vorstellung der Tugend und des Lasters wird hiebey durchaus objectiv und relativ, d. h. nach dem äußern Erfolge betrachtet und beurtheilt. Zu läugnen ist nun nicht, daß diese Vorstellung auch in der Moral der Hebräer herrscht, weil sie Maximen für das Volk enthält, mithin sich auch zu den gewöhnlichen Vorstellungen des Volks bequemen muß. Zu läugnen ist es ferner nicht, daß sie die sinnlichen guten Folgen zum nächsten Bestimmungsgrunde der Tugend macht, so wie die sinnlich bösen Folgen zum Warnungsgrund vor Laster gebraucht. Zu läugnen ist es endlich nicht, daß man die Moralität ganzer Menschenklassen noch immer nach der Menge und Möglichkeit guter Thaten beurtheilen muß. Es fragt sich also, ob diese Mangelhaftigkeit einer Volksmoral durchaus zu tadeln, und mit reinern Triebfedern zu vertauschen; oder bey der ein Mahl Statt findenden Lage der Sachen dennoch

zu dulden sey, und auch ihren großen Nutzen haben könne?

Wenn der Blick der Vernunft bey allen Subjecten in allen Menschenlassen gleich weit reichte, und immer scharf genug sähe, um die Verhältnisse und Folgen der Neigungen und Handlungen zu überschauen und auf das richtigste zu berechnen; so dürfte es vielleicht keine Frage seyn, ob man ferner die Triebfedern der Moral in den Beziehungen der Handlungen des Menschen auf das Glück oder Unglück in seinem eignen Zustande, oder in der Welt außer ihm suchen —; oder ob man vielmehr die moralische Güte, welche in ihm liegt, zu jener Triebfeder selbst erheben solle? Allein da nur Wenige im Stande sind, durch den bloßen Gebrauch ihrer Vernunftkräfte von den Gesetzen sowohl der echten Klugheit, als auch der eigentlichen Sittlichkeit, bestimmte und kräftige Kenntnisse zu erlangen, und sich so helle und lebendige Religionseinsichten zu erwerben, daß ihr Herz durch diese Kenntniß allein eine überwiegende Stimmung zur Tugend erhält, so muß jeder Unbefangene zugeben, daß ein geoffenbartes Gottesgesetz für den größten Theil der Menschen eine unaussprechlich wichtige Wohlthat bleibt, in so fern es die Stelle der echten Klugheitslehre mehr oder minder vertritt, wenn es auch nur den Handlungen der Menschen äußere Legalität und Gemeinnützigkeit gibt. So wie aber in dem Fortgange der Aufklärung der menschliche Geist immer weiter ausgebildet, und reinerer Maximen fähiger wird, so muß auch die Vorstellung dieses sittlichen positiven Gesetzes (das zunächst der Zeit und dem Ort gemäß gegeben wurde, um nicht des Zwecks, d. h. der Anwendbarkeit zu verfehlen,) sich immer mehr und mehr den echten, höchsten Principien der Sittlichkeit, welche die Vernunft nunmehr, nachdem sie durch jenes posi-

tive Gesetz angeregt war, in dem Abhaufe von Jahrtausenden als wahr heraus gebracht hat, nähern und anschmiegen, um eine intellectuelle und sittliche Bervollkommnung zugleich zu bewirken, wozu der Stufenang der Offenbarung selbst einladet, der immer zu reinern Principien mit der Aufklärung der Menschen fortschritt.

Gott, als Gesetzgeber gedacht, ist die erhabenste, heiligste Vernunft, so bald er von allem Sinnlichen frey gemacht wird. In so fern also die Bibel jene erste Idee zum Grunde legt, enthält sie die erhabenste Moral. Nur stand es mit den Zeitbegriffen im Widerspruch, die Gottheit von allem Sinnlichen zu entkleiden, als das positive Gottesgesetz für seinen nächsten Zweck gegeben wurde. Der Mensch, welcher nur gar zu gern unsinnliche Ideen nach der sinnlichen Wahrnehmung formt, trug, indem er die große Idee, Gott als Gesetzgeber, dachte, zu viel von der Form eines irdischen Gesetzgebers in dieselbe hinein, und machte sie daher sehr unvollkommen. Unsre Pflicht bleibt es aber, jene Vorstellung von dem Sinnlichen, so viel als möglich, wieder zu entkleiden, und uns bloß den reinen Gedanken, Gott ist Gesetzgeber, gegenwärtig zu erhalten, wodurch schon allein die höhere Sanction des Gesetzes vollendet wird. Diese höhere Sanction ist aber durchaus nothwendig, um dem noch allzu sinnlichen und schwachen Menschengeschlecht das Sittengesetz auf eine so faßliche und so kräftig rührende Weise vorzutragen, daß dadurch Tugend und Glückseligkeit auf Erden viel sicherer, und in einem weit größeren Maße bewirkt werde, als es ohne diese der Vernunft verliehene Unterstützung geschehen würde.

Daher kann sich denn aber auch das positive Gottesgesetz nicht damit begnügen, uns von Gottes Eigenschaft

schaften, unserm Verhältnisse zu ihm, und seinem Willen, bloß im Allgemeinen zu belehren; sondern es schreibt uns sichere, bestimmte Verhaltensregeln vor, um uns von der Gefahr zu befreien, aus Schwäche und Kurzsichtigkeit des Verstandes, oder durch die Täuschung der Begierden uns von dem einzig wahren Wege unserer Bestimmung, von der Tugend zu verirren. Es stellt endlich die sittlichen Bewegungsgründe der sich selbst überlassenen Vernunft von solcher Seite vor, daß das Herz des unaufgeklärten, sinnlichen Menschen dadurch gewisser und tiefer gerührt wird, als es durch die bloßen Vernunftmotive geschehen kann.

So wie nun aber der Gedanke, Gott ist Gesetzgeber, nicht frey von der Form eines irdischen Gesetzgebers war, so waren auch die Motive zur Befolgung des göttlichen Gesetzes nicht ohne Vermischung der Folgen, womit ein irdischer Gesetzgeber die Beobachtung oder Nichtbeobachtung seiner Gesetze begleiten läßt. Irdische, sinnliche Vortheile und Nachtheile leiten den sinnlichen Sterblichen gewöhnlich nur zum Streben, den Gesetzen, welche die Vernunft für heilsam erkannt hat, nachzuleben, oder nicht nachzuleben. So lange also die Menschheit im Großen höchst sinnlich bleibt, müssen also auch wohl jene Motive in einer Volksreligion, die es hauptsächlich mit der Menschheit im Großen zu thun hat, mehr oder minder sinnlich bleiben. Der bloße Gedanke an übersinnliche geistige Vollkommenheit, wozu wir durch die Tugend gelangen, ist nicht faßlich genug für die Vorstellung des gewöhnlichen Menschenverstandes. Wenn wir also auch die Folgen der Tugend und des Lasters an keine absolute irdische Glückseligkeit oder Unglückseligkeit mehr knüpfen, weil die Erfahrung dawider spricht, und auch die Vernunft nur die Summe der Folgen in der endlosen

Dauer des Menschen, die aber kein Sterblicher übersehen kann, zu berechnen bezieht, so muß doch wohl die positive Glückseligkeit, als Belohnung der Tugend, und die positive Unglückseligkeit, als Strafe des Lasters in einer übersinnlichen Welt der Volksreligion eigen bleiben, wovon die erste sich als ein Theorem darstellt, wogegen selbst die reinste Vernunft nichts bedeutendes zu erinnern haben kann. Denn der Gedanke an Gott, als den Urheber der Gesetze, von deren Befolgung wir die ganze Würdigkeit unsers Glücks und die Glückseligkeit selbst erwarten, muß doch wohl jedem Philosophen der consequenteste und trostvolleste heißen.
